Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 36 (1956-1957)
Heft: 7

Artikel: Der unzeitgemässe Jean Paul
Autor: Rychner, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160571

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER UNZEITGEMÄSSE JEAN PAUL

VON MAX RYCHNER

Zu «Jean Pauls Persönlichkeit in Berichten der Zeitgenossen»

Von einem nahezu Vergessenen sei hier die Rede. Jean Pauls Leben währte von 1763—1825; es ist von dem Goethes völlig umklammert und hat innerhalb dieses Zeitraums Epoche gebildet. Zwischen 1795 und 1805 erschienen die vier Romane *Hesperus — Siebenkäs — Titan — Flegeljahre,* Werke, die dem Dichter einen überlebendigen, mannigfach die Merkmale hysterischer Verliebtheit aufweisenden Ruhm bereitet haben, einen Ruhm, den er mit naiver Freude auskostete, bis er ihn schließlich langweilte und leer ließ. Der so Emporgehobene mußte sich und seinen Pudel Ponto kahl scheren, um der Nachfrage nach Locken zu genügen; er tat es und machte Witze darüber.

Sein Kult mit der Frauenseele gewann ihm Legionen von Leserinnen, seine Schilderung der Armen und Kleinen die niedersten und obersten Stände, sein Name all die zahlreichen Rousseau-Schwärmer des Zeitalters; seine ungebundene Phantasie erlöste die an den Bindungen des Lebens litten, sein Humor versöhnte sie wieder, auch mit dem gedrücktesten Dasein — aber darauf beschränkten sich seine Wirkungen nicht: er teilte die Hoffnungen auf die befreiende Entwicklung der Französischen Revolution, er bekannte einen Gottesglauben, der von Zeitgenossen, denen es so am besten paßte, etwas ungenau als regelrechtes Christentum hingenommen wurde wie der Herders; er strömte über von Empfindung und erweckte welche. Hinzu kommt, daß er wahrhaft erzgescheit war; zu seinen Lesern gehörten die von ihm befochtenen Philosophen Fichte und Schelling, auch Hegel, der seinen Heidelberger Ehrendoktor angeregt hat. Seine Griffe erfaßten noch tief ins letzte Jahrhundert hinein Immermann, Eichendorff, Görres, Schumann, Schopenhauer, Heine, Stifter, Keller, Brahms. Wie er starb, hielt Börne eine bewegte Gedenkrede auf ihn, in der sein Untergang und Wiederaufstieg vorausgesagt wurde. Die Nachfahren entwuchsen seinem Bereich: George preist zurückblickend den Lyriker in Prosa und den Dichter der Freundschaft in ihm, Teile für das Ganze nehmend, als einer der letzten aus großem Geschlecht. So schön erforschende und bedeutende Bücher über ihn wie die von Walther Meier (1926) und Max Kommerell (1933) haben den Verlassenen nicht zurückzuholen vermocht, ebensowenig wie die Paul Nerrlichs Biographie (1889) an die Seite tretenden umfassenden Gesamtdarstellungen von Johannes Alt

und Walter Harich (1925). Es ist fast selbstverständlich, daß ein Kronenwächter unserer überlieferten Sprachreiche wie Rudolf Alexander Schröder auch diesen drohenden Verlust aufzuhalten suchte. Hermann Hesse nennt Jean Paul «eine der größten Dichterbegabungen aller Zeiten, dessen Werke einen wahren Urwald der Poesie darstellen» (*Betrachtungen,* 1928). Das ist der letzte Appell; ihm zum Trotz wird der einst Meistgelesene kaum mehr gelesen, ja das Schlagwort kam als schlechte Entschuldigung auf, man *könne* ihn gar nicht mehr lesen, er habe unserer Zeit nichts mehr zu sagen — aber was sollte er jenen zu sagen haben, die ihren Dienst an der Zeit auf der Grundlage des Vergessens erfüllen! [1])

* * *

Nun ist als Ergänzungsband der Sämtlichen Werke in historisch-kritischer Ausgabe erschienen: *Jean Pauls Persönlichkeit in Berichten der Zeitgenossen,* herausgegeben von dem hochverdienten *Eduard Berend,* fast doppelt so stark wie die Erstausgabe von 1913 [2]). Es sind hier Briefstellen versammelt, glühende, verehrende, sachlich trockene und boshafte, die von Zeitgenossen des Dichters stammen und ihn mit wechselndem Glück und Gaben charakterisieren, oder schildern, oder bewerten. Wir besitzen eine ähnliche Blütenlese aus Dokumenten jener Epoche: *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen,* drei Bände, zusammengestellt von Wilhelm Bode, wo ebenfalls alle Ränge von der giftigen Gemeinheit bis zu sublimer Erkenntnis besetzt sind, samt allen Varianten der möglichen Fehlurteile. Die Reaktionen der Mitwelt auf einen Dichter ergeben ein merkwürdig ganzes Gebilde, in dem offenbar sämtliche Abschattungen zwischen Bejahung und Verneinung, einem Ganzheitszwang zufolge, vertreten sein müssen. Die Briefschreiber dieses Bandes äußern sich nicht über die Werke, sondern einzig über den Menschen, dem sie begegneten, also über den Menschen, der von sich selbst gesagt hat, er sei nicht der Mühe wert gegen das, was er geschaffen habe. Viele hatten sich schon ein Bild von ihm gemacht, ehe sie ihn trafen,

---

[1]) Die Jean-Paul-Gesellschaft mit Sitz in Bayreuth ist seit dem Krieg eine Stätte regsamer Verehrung; ihre Mitteilungsblätter *Hesperus* bringen aus Forschung oder menschlichem Bekenntnis oft Beiträge von Wert. Dies zugegeben. Doch wo bleibt eine erschwingliche Gesamtausgabe? Wo die Einzelausgaben der Hauptwerke? Wo eine vernünftige Auswahl? Das sind Fragen von leerer Rhetorik, die nur erneut auf die Tatsache hinweisen sollen, daß Jean Paul aus dem ohnehin abgemagerten Bildungsbewußtsein der Gegenwart verschwunden ist. Rabelais und Sterne ist das nie passiert.

[2]) Eduard Berend: «Jean Pauls Persönlichkeit in Berichten der Zeitgenossen.» Akademie Verlag, Berlin / Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1956.

und fanden es glückhaft bestätigt, oder enttäuschend widerlegt. Andere waren kenntnislos, demnach unvoreingenommen, gewillt gut zuzuhören — aber auch da gab es Gelingen und Mißlingen: der eine hatte die Gabe, ihn zum Sprechen zu verlocken, andere versteinten ihn. Den Grund bei sich selbst zu suchen, fiel keinem ein, das Gespräch als ein waltendes Wesen zwischen zweien zu betrachten, auch nicht. Jeder glaubte, einen total objektivierten Jean Paul objektiv durchschaut und erkannt zu haben; dem einen war er der Schweiger — aber er war es nur hier und jetzt, weil ihm der Besucher auf die Nerven ging, was dieser nicht merkte; dem nächsten war er der Redselige wie er im Buche steht, und auch der meinte die ganze unteilbare Wahrheit zu haben. Der erste konnte nicht begreifen, wie Leute darauf verfallen mochten, die Gabe des Gesprächs an dem zu rühmen, den er soeben als schweigenden Klotz entlarvt hatte... Fast jede Aussage findet hier auch ihren Widerspruch; es gilt die Person des Briefschreibers, die Umstände der Begegnung, die Beziehung des Schreibenden zum Briefempfänger in Betracht zu ziehen, doch eben dieses flutende Spiel vieler unscharf umgrenzter Faktoren leiht den Zeugnissen Leben. Die erdrückende Mehrzahl der Stimmen bezeugt, daß Jean Paul in Gesellschaft alle sogleich anzog durch Lebhaftigkeit und Sprechfreude. «Seine unbeschreibliche Anmut im Umgang» wird mehrfach hervorgehoben. Die Anmut läßt sich selten auf einen Stummen nieder, auch nicht auf einen Redeknatterer, der niemanden zu Worte kommen läßt. (Auch dieser Vorwurf wurde erhoben.)

Was nun den Inhalt der Gespräche betrifft, so gehen die meisten nicht näher darauf ein. Seine Unterhaltung war «desultorisch», wie es heißt, springend, den Assoziationen des Augenblicks freudig folgend, den Humor solcher Sprünge betonend. Knebel fand, sein Witz habe seinesgleichen nicht; diese Bemerkung kehrt bei andern wieder, auch so zum Beispiel: «Richter ist ganz dick und breit geworden und überfließend von Geisteswesen.» Bezeugt wird das auch durch einen Mann, der Möglichkeiten des Vergleichs hatte, durch einen Weimaraner, Herder, der schrieb: «Er gewinnt durch den Umgang sehr. Einen geistreicheren Menschen bei einer so kindlich reinen Empfindung habe ich fast nicht gekannt; auch an die Art seines Witzes gewöhnt man sich bald, und mir tut sie wohl.» Fast nicht — diese leise Einschränkung brachte er doch an, da Goethe und Schiller am Orte waren, denen er freilich die kindlich reine Empfindung nicht zugestand. Zwanzig Jahre älter als Jean Paul, war er damals den beiden Klassikern gegenüber, die sich gefunden hatten, bewölkt, distanziert zu ihren ausübenden und theoretischen Kunstbemühungen in der Griechenmanier, der er, namentlich auch seine scharfkantige Frau Karoline, «Kälte» vorwarf und Seelenmangel.

Leicht konnte es der trotzdem großgeartete Mann nicht verwinden, daß er gerade Goethe für Hilfen bei Geldschwierigkeiten zu Dank verpflichtet war; da unterlag er dem bitteren Teil seiner Natur. Wie willkommen war da im Hause Herder der frohmütige Jean Paul, der seelenvolle Ungrieche, dessen moralischen Sinn Karoline in mehreren Briefen zu rühmen Gelegenheit fand! Als einzigen Mangel stellte sie sein Junggesellentum fest, und sie verkündete es gleichfalls höchst angeregt ringsum; sie wird ihm deswegen auch eingeheizt haben, denn er war schon fünfunddreißig. Ein ernsteres Band zwischen Herder und dem jüngeren Freund war die gemeinsame Ablehnung von Kants *Kritiken*, die Schiller eigenstes gelebtes Leben bedeuten mußten, an das er nicht von andern verneinend rühren ließ. Die beiden Anti-Idealisten fanden sich, und als Dritter stieß in gleicher Sache Friedrich Heinrich Jacobi zu ihnen, der christliche und weltkundige Existenzialphilosoph jener Zeit — heute unterschätzt und zuwenig bekannt —; es entstand da so etwas wie eine Bewegung, die dann von der romantischen Schule überrollt wurde.

Tatsache ist, daß Jean Paul zu Goethe und Schiller in kein rechtes Verhältnis kam. Fälbel, Wuz, Quintus Fixlein, seine mit Humor und Rührung geschauten Gestalten aus beengtem deutschem Kleinleben, waren denkbar weimarfern, und er selbst war so beschaffen, daß er in den beiden kein einhelliges Urteil hervorrief. Goethe fand ihn «einen sehr guten und vorzüglichen Menschen», so kompliziert, daß man ihn bald zu hoch, bald zu tief einschätze... «und niemand weiß das wunderliche Wesen recht anzufassen». Das ist ein zugestandener Aufschub einer bestimmten Ansicht, da Sympathie und Befremdung noch miteinander im Streite liegen. Möglich auch, daß er Schillers Widerstände gegen den Autor des *Hesperus* spürte. Von diesem hatte Schiller ihm geschrieben: «Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht.» Er hängt dann die Bemerkung an, noch könne er wenig sagen, da er ihn erst einmal gesehen habe; immerhin hat er über den deutlichen Abstand hinweg Jean Paul als Mitarbeiter für seine *Horen* zu gewinnen versucht und ihm Jena als Wohnort nahegelegt; seine Kühle hinderte ihn nicht an sofortigem literaturpolitischem Zugreifen. Jean Paul hat diesen Besuch auch geschildert: «Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremde zurückspringen... Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, voll Ecksteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt.» Da ist ein jeanpaulischer Kernpunkt berührt: Schiller hat die Liebesprobe nicht bestanden und wurde demzufolge innerlich abgeschrieben.

Dabei war das Schicksal ironisch am Werk: auch Jean Paul mußte zur selben Zeit in ihm vorhandene Kälte zeigen, einer Frau gegenüber, Charlotte von Kalb, die einst den jungen Schiller geliebt hatte und nun ihr stürmisches Herz ihm zuwarf, zu seinem Erschrecken, obwohl sie nach seinen gefühlsseligen Briefen mehr von ihm erwarten durfte, als er für sie aufbrachte. Wieder, zum wievielten Male! war er mit seiner die Erde und die angesprochene Person überfliegenden Liebesphraseologie in eine Konstellation getreten, die alle Merkmale der schiefen Lage aufwies: seine leichten Luftfeuer, für seine salamandrische Natur ohne Gefahr, waren nicht, wie er es im Grunde wünschte, folgenlos aufgesprüht und abgebrannt, sondern hatten die ganze irdische Partnerin erfaßt, so daß er sich bald nur noch mit schroffer Abwendung ihr entziehen konnte. Der Idylliker, als den er sich auffaßte, hat immer wieder Dramen heraufbeschworen, da er ein Liebesentfacher war, der die Liebe weder persönlich gebunden noch körperlich erfüllt wollte — Ausschließlichkeit, Besitz, das Zusammenspiel von Sinnen und Seele hatten mit seiner Ausübung und Theorie der Liebe nichts zu schaffen. Die von ihm früher gegründete Erotische Akademie sollte einen Reigentanz schöner Seelen ermöglichen, die das Element der Sehnsucht als das ihre erkennten und beständig, sich wechselweise steigernd, in ihm zu bleiben wünschten. Es enttäuschte ihn, wenn diese erregte Höhe von den weiblichen Gegenspielern nicht durchgehalten werden konnte. Doch auch er selbst geriet in gefährliche Grenzgebiete, so etwa mit einer von ihrem Gatten getrennt lebenden Gräfin Schlabrendorff, wie er in einem Briefe selbst gesteht: «Wir sind jetzt bei dem Hände-Anfassen mit eingemischtem leichten Drücken.» Zurückgezogen hat er sich auch in diesem Fall, bereichert um die vielfach erfahrene, nun formulierbare Einsicht, was die Frauen betrifft: «... aus Liebe sind sie alle, alle sinnlich.» Zu oft wandelte sich, was er als Freundschaft haben wollte, bei der Freundin in Liebe, zur Überraschung des Mannes, in dem selbst viele Frauen einen Frauenkenner erblickten. Sein Name schon, seine Werke, wie erst seine Gegenwart wirkte entflammend auf sie, und nicht zuletzt seine entkörperte Seelenschwelgerei, gerade auch diese, als wäre sie ein Hilfsmittel des Dämons gewesen. Eine ganz ungewöhnliche Unfaßbarkeit, eine Gabe gleitenden Sichentwindens sondergleichen muß ihm eigen gewesen sein, dazu die Fähigkeit, Hoffnungen in der Schwebe zu halten, ihre Richtung zu verwirren, ihnen unabsehbare Zeit einzuverleiben, wodurch ihr Ziel, er selbst, in schattenhafte Ferne schwand und doch vorhanden blieb.

Mehrfach wird bezeugt, daß er sich in Gesellschaft vornehmlich den Frauen zuwandte — es gab Männer, die ihm das aus einer Art Eifersucht verübelten —; für sie hatte er innerhalb seiner Sprache

eine Geheimsprache, von der sie sich besonders verstehend angesprochen fühlten, worauf dann das warme Klima geschaffen war, in dem er sich leicht und schnell bewegte wie der Fisch im Wasser. Nicht daß er den Männern ausgewichen wäre: wo hätte es einen Enthusiasten der Freundschaft gegeben wie ihn! Aber zum weiblichen Urstoff des Lebens fand er die Beziehung doch auf eine Weise, die Verfallenheit bei gewahrter Freiheit paradox vereint. Der Überbewußte suchte die absolute Fraglosigkeit im Gefühl, in dem er wie Jacobi die einheitliche Grundgegebenheit des Daseins wußte oder haben wollte, aber die eigene Überwältigung floh er noch stärker als er sie suchte. Emilie von Berlepsch, einer Titanide wie Charlotte von Kalb, gelang es beinahe, ihn zu bändigen und zu binden; doch im letzten Augenblick ging er wieder auf und davon und triumphierte: «Ich bin frei, frei, frei und selig; wir leben in ungetrübter Freundschaft, und ich hätte den Knoten eher durchschneiden sollen.» Wieder war er dem Feuer, das er entfacht hatte, entronnen, der Verendlichung des Ichs, dem er die Unendlichkeit unter allen Umständen zu retten gewillt war. Es gab denn auch weibliche Stimmen, die ihm, wie er Schillern, die Liebe absprachen: «Wir sind ihm alle nur Ideen, und als Personen gehören wir zu den gleichgültigsten Dingen.» So Frau von Kalb. Auch Herder kam in die Lage, vorübergehend so denken zu müssen. Da kommt die Gegenseite der Vergötterung, die niemals fehlt, zum Vorschein.

Gerade unter den Frauen, die im ganzen an der Ausbreitung seines Ruhmes den größten Anteil hatten, erstanden ihm auch abgeneigte Kritiker. Goethes Christiane schildert ihre Erfahrung mit Jean Paul: «Gestern abend war ich bei der Maticzek, und wir saßen ganz ruhig und nähten. Auf einmal kam Herr Richter, und er hat uns bis 10 Uhr recht artig unterhalten. Aber unter uns gesagt, er ist ein Narr; und ich kann mir nun denken, wie er bei den Damen Glück gemacht...» In diesem summarischen Urteil ist noch etwas Gutgelauntes, Kicherndes; es gibt bösere, so von Therese Huber, einst Georg Forsters Frau, die ihn geschmacklos und eitel fand und ihm seine freundliche Beziehung zum Wein und Bayreuther Bier vorwarf. Ihre Charakteristik gehört, was psychologische Einsicht gelenkt von Abneigung betrifft, zu den beträchtlichen Aussagen jener Zeit: «Während des ersten Teils seines Lebens beschränkte ihn bittere Armut auf sich selbst und seine Bücher, dann versetzte ihn die Laune des Schicksals vermittelst des robusten Bewunderungsvermögens seiner Landsleute in einen Schwindel, der ihn verführte, seine Konstruktionen, weil man sie anstaunte, für Erfahrungen zu halten und auf diese immer hinfort zu bauen, ohne die Wahrheit zu erlernen. Daher kommt es denn auch, daß er beständig fortkonstruiert, nie teilnimmt. Du, dein Interesse ist gar nicht vorhanden, nur die Idee,

die du in seinem Hirn anregst; diese ist oft geistvoll, oft sieht sie nur so aus... Von ihr geht er aus und spricht fort, fort, fort, bis eine andere angeregt wird, auf welche er überspringt...» In einem Brief an Paul Usteri stellt sie erstens wiederum ihren Widerwillen gegen den Dichter fest, um sodann zu verkünden: «Keine Wirklichkeit interessiert ihn. Nicht Menschenschicksal... nicht Natur... endlich nicht Wissenschaft...»

Das ist recht apodiktisch dahergeschrieben, ist aber das auf den allgemeinen Weltverstand geworfene genaue, wenn auch verkehrte Spiegelbild des wahren Jean Pauls, den jede Wirklichkeit interessierte, den jedes Schicksal berührte, dem wir von den schönsten Naturhymnen danken, und der die Wissenschaften bis in entlegenste Einzelheiten durchmaß — alles mit der gewaltigen Lebenskraft in ihm, die Phantasie heißt. Nach andern als ihren Gesetzen, die ihn ausmachen, vermag er nicht teilzunehmen, und Weltkinder, denen es nicht gegeben ist, sich von ihr ergreifen zu lassen, müssen dann allerdings leer ausgehen und die Leere rächend dem Dichter zuschreiben. Ihnen hat er vielleicht nicht das ihre gegeben, auf das sie Anspruch erhoben, aber das seine ganz und groß. Über die «natürliche Magie der Phantasie» hat er eine denkend träumerische Abhandlung geschrieben, in welcher er einer seelenhaften Erhöhung, ja Aufhebung der Erdenwelt nachhängt, aus dem ihm angeborenen Sinn für das Unendliche, der ihm den Teufel als «Gott der Endlichkeit» zeigte. Noch im geringsten Menschen spürt er jenen Sinn auf, in dem er das Menschengeschlecht verbunden und eins weiß, und sein Humor ist eine Interferenzerscheinung von Bewußtsein des Absoluten und genauer Detailwahrnehmung des bürgerlichen Lebens. Die Kleinmeisterei der Darstellung von Haus und Gärtchen, von Schachtelmagistern und Duodezhofräten, von Scheuerbürste, Dachsranzen, Schirmkappe usw. hat einen Hintergrund, vor dessen bedrohlicher und beseligender Größe sie rührend und humoristisch relativiert erscheinen, minutiös wirklich und zugleich nur halbwirklich, die Menschen grotesk dort, wo sie sich im Selbstgenügen verkapseln und für alle Gnadenzeichen erblinden. Phantasie als immerwährende Bewegung zwischen Welt und Überwelt, nicht als Ausnahmezustand der Erhebung vom Gewöhnlichen aus, wie sollte sie, da sie die Person Jean Paul geworden war, nicht überwältigen oder verwirren, jedenfalls alle Gleichgewichte stören? Sie machte Ungesehenes sichtbar durch ihre sehnsüchtige Kraft: alles was vor Augen lag; sie war indessen selber alltäglich sichtbar: im Auge des Dichters.

* * *

Über das innerlichste der äußeren Organe waren mehrere Zeitgenossen beim Anblick Jean Pauls betroffen und schrieben davon.

«Sein Auge funkelte und glühte», schreibt einer, der selber die Gabe des Schauens hatte. In der früheren Lebenszeit war der Dichter hager gewesen; nachdem er gegen die vierzig geheiratet hatte — eine fast religiöse Anbeterin — und bald drei Kinder um sich sah, war er in die Schwere gewachsen; das blaue Auge jedoch blieb unangetastet. Der junge Heinrich Voß in Heidelberg, Philolog und Übersetzer, gibt eine Schilderung: «Von Form und Wuchs ist Jean Paul wie andere ehrlichen Philister, aber sein Auge — nein, so ein Auge, das hat Gott nur in der höchsten Begeisterung erschaffen können.» In diesem Blick muß eine Kraft erkennbar gewesen sein, die unvergleichlich erschien und zu Ausrufen des Staunens hinriß, weil genaue Kennzeichnung den Betroffenen nicht möglich war. Es war der Blick — Albano und andern Romanhelden wurde er auch von ihrem Schöpfer in der höchsten Begeisterung verliehen —, der mehr ausstrahlte als empfing, in dem Feuer aus einer reineren Welt in die unsere floß, um erwählte Orte darin zu läutern: Lilar, Blumenbühl, Hohenfließ ... Er gehört zum eigentlichen, was die Menschen Jean Pauls kennzeichnet, eine schenkende, sich wagende Gewalt regt sich darin, die freilich die anerzogene Ruhe von Goethes «reinem Schauen» nicht kennt, die wohl die Gegenstände der Erdenwelt ergreift, aber an ihnen sich nicht befriedet, sondern sie verklärt oder erniedrigt, indem sie sie als Zeichen eines andern Weltzusammenhanges nimmt: des dichterischen.

Mit dieser Blickweise ist die Ästhetik von Jean Pauls Erzählungskunst in einem wesentlichen Punkt gegeben: «Es hängt zwischen Himmel und Erde ein großer Spiegel von Kristall, in welchen eine verborgene neue Welt ihre großen Bilder wirft.» Eine neue Welt — es sind nicht die platonischen Urbilder der unseren gemeint, wenn auch der Satz Erinnerung an sie bezeugt, sondern Bilder aus dem Verborgenen, an dem nicht allein die Erde, sondern ebenso der Himmel teilhat und das in der Wortschöpfung nach Offenbarung drängt. Das Erschauen der großen Bilder auf dem Kristallspiegel ist Wahrnehmen und schöpferisches Wahrmachen, denn sie sollen nicht vergehen vor dem ihnen zugeborenen Auge, welches Phantasie heißt. Der Satz klingt auch an das paulinische Wort an: «Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht.» Da gehört der Spiegel ganz zu unserer Welt, und das Schauen ist an irdische Begrenzungen seines Vermögens und seines Bereiches gebunden. Jean Paul versucht hinüberzulangen in Himmelsregionen, die er jedoch nicht als reines Jenseits denkt, sondern mit den irdischen in einer Zwischenwelt sich verbindend, wo die Erdenbilder himmlisch erscheinen, beiden Sphären angehörig. In seinen Sonnenuntergängen läßt er die Worte in großen rhythmischen Figuren hochsteigen, um sie von

oben empfangen zu lassen; im Verdämmern der Erde kündet sich das Ineinander von Tag und Nacht, ihm Gleichnis für die Himmel und Erde vereinende verborgene neue Welt, die sich auf dem Kristallspiegel offenbaren will. Und in der ersten Morgenfrühe erlebt er es wieder; seine Helden sprühen da vor hochgewillter Lebenslust, während am Abend alles sehnsüchtig gefärbt ist und die wachsenden Schatten ans Drüben mahnen. Die beiden Tageszeiten rühren in ihrer sinnfälligen Doppeldeutigkeit berückend an die Phantasie, die nicht von dieser Erde ist, aber ohne deren Bilder nichts wäre, und die nicht vom Himmel ist, aber ohne das Verlangen nach ihm wiederum nichts wäre. Sie bildet das Auge, welches recht sehen soll: der Dichter läßt die jugendliche Liane erblinden und aus der Erblindung stufenweise genesen, damit sie den Jüngling Albano in einem aufsteigenden Prozeß allmählicher Wahrnehmung als Liebesbild empfange — und sich ihn schaffen müsse, beides. Sie ist ein hauchartiges Wesen, zu zart für diese Erde, hienieden schon ein Gebilde der Zwischenwelt; bedrängt vom allzu leidenschaftlichen Getriebe des Lebens um sie wird sie sich ihm, aufs neue erblindend, entziehen.

* * *

Wie hätte sich die Fähigkeit des Doppelblicks nicht im Auge des Dichters verraten sollen! Das übrige an seiner Gestalt erntete keinen Sonderapplaus. «Wie andere ehrliche Philister», schreibt Voß. Und doch hat er, in Bayreuth provinziell eingesponnen, auf jede Weise das ihn umgebende Nächste, ja sich selbst zu übersteigen getrachtet. Seine Vorliebe für den Magnetismus bezeugt es; er versuchte sich in der geheimnisvollen Übertragung von Lebenskräften durch Handauflegen und Bestreichen, und als der Dichter Platen ihn, von Zahnweh geplagt, besuchte, nahm ihn Jean Paul sogleich vor und magnetisierte ihn. Mit Erfolg — aber abends kamen die Schmerzen zurück in den Zahn. Waren diese Ströme, die von einem Körper zum andern übersprangen, nicht Boten aus Seelenbereichen, die noch unerschlossen waren? Ein Dr. Clemens berichtet: «Da Jean Paul hörte, daß ich Arzt sei, so fragte er mich um meine Meinung über den animalischen Magnetismus, von dem sich sein tiefes poetisches Gemüt ganz ergriffen fühlte. Auch erblickte er in ihm, wie der junge Fichte in der neuesten Zeit, die entfesselte Psyche, die, losgelöst von des Körpers Banden, sich ihrer Gottähnlichkeit bewußt, weit über alles Irdische hinausschwebt.» So dachte er; die Natur selbst schien ihm Argumente zu liefern für seinen Glauben an die Übergewalt der Seele. Alles Körperhafte strebte ja hinüber, hinauf zu seiner Ergänzung, die ihm die Bildwürde im Kristallspiegel verliehe; sogar

einen «stillen Instinkt» nahm er an, der «für die zweite Welt in uns arbeite». Ahnungen oder Vorwegnahmen von Einsichten, die heute in den Mittelpunkt der Seelenforschung gerückt sind; Freuds Todestrieb erscheint hier in einem Frühentwurf.

Innerstes Merkmal des Lebens war ihm der Wille, das Leben zu transzendieren; darum auch liebte er besonders die Lebenszeit, wo dieser Wille am ungebärdigsten ausbricht, «die zweite Dekade», das Jünglingsalter, aus dem er selber niemals ganz heraustrat, bei aller Weisheit, die ihn gerade ihr weittragender Schwung erfahren ließ. Sein Werk enthält eine vielfältige schwärmerische Feier der Jugend, die mit höchster, doch von den bestehenden Lebensformen noch nicht gebändigter, noch nicht resignierter Lebenskraft geladen ist; in der Zurückführung auf irdische Aufgaben, Pläne politischer, gesellschaftlicher Art ginge diese Kraft nicht auf, denn ihr Schönes ist jener Überschuß, der nicht zurückzuführen ist, auf nichts, nicht einmal auf das, was ihm am nächsten verwandt ist: die Religion. Sie ist Begeisterung ohne genau vorgegebene Ziele, und der Dichterphantasie steht es zu, ihr Gelegenheiten zu schaffen, Menschen und Situationen zu erfinden, die ihrer würdig sind. Eine Feuerkette begeisterter Augenblicke zieht sich durch alle Erzählungen; selbst den an Geist nicht sonderlich Herausragenden werden sie großherzig geschenkt, den Käuzen, Sonderlingen, Eigenbrötlern wie den Genialischen. Roquairols Unglück ist es, «ausgebrannt» zu sein, und Jean Paul, der diesen Zustand früh schon kennen lernte, hat nichts so gefürchtet wie ihn. Manche Übersteigerungen des Gefühls, übertriebene Überschwänge in seinen Werken sind angestrengte Selbstbeweise einer ermüdeten Empfindung, die ihren früheren Begeisterungen nachjagt und das ihr einst Geschenkte wieder erzwingen will. An herabgestimmten Tagen machte die Gegenwelt ihre Ansprüche geltend, eine Resignation, die Dunkel über alles warf. Der Dreiundvierzigjährige, der noch fast zwanzig Jahre zu leben hatte, schrieb: «Ich habe meine Sache getan und geschrieben.» Zwei Jahre später: «Ich bin fertig mit dem Erdenleben und habe nur noch das Beste (Schweiz, Italien usw.) vor mir und das Schlechteste.» Noch ist ihm immerhin der Tod das Schlechteste, auch wo er mit dem Leben, wie er vorgibt, fertig ist. Er klagt, daß er den Mondschein jetzt prosaisch ansehen müsse — als wäre ihm der Kristallspiegel erblindet. Es ist so: die Hauptwerke sind geleistet, doch während die eigene Begeisterung absinkt, schwillt die der Zeitgenossen für den Dichter immer entfesselter an. Man reißt sich um ihn, in den Städten, auf Schlössern, und taumelt froh beschwingt um einen Jean Paul, den man ein für allemal mit dem früheren Verfasser des *Titan* gleichsetzt und nun gegenwärtig zu haben glaubt. Im Gespräch erlangt er immer noch seine Höhe; er will sie und wendet dazu Hilfen an.

Kerngesund von Anlage, nahm er seinen Körper ohne viele Rücksichten in Dienst. Mochte der auch nicht gleichen Ranges mit der Seele sein, so war er doch ihre rätselhafte Erdenhülle, zwar sterblich (was die Seele, wie er lange, oder oft, glaubte, nicht sei), aber durch sie geadelt. Kein Wissensgebiet, bekannte dieser Vielwisser, habe ihn so angezogen wie die Medizin; auch konnte er es nicht lassen, häufig doktorisch einzugreifen, wo sich Gelegenheit bot. Selbst damit hatte er gelegentlich Erfolge: einem Kinde, das von den Ärzten aufgegeben war — sie gaben ihm noch sechzehn Stunden Lebensfrist, keine mehr, keine weniger — verordnete er zwei Tassen stärksten Weines, und siehe! die wunderbare Rettung gelang. Rebenblut, das war der geistigste unter den Stoffen, herrlich wirkend auf den über sein Stoffliches hinausstrebenden Leib. Jean Paul liebte diese Wirkung wie ihre Ursache: in der ersten Lebenshälfte hatte er täglich zahllose Tassen Kaffee zu sich genommen, um sich hochzudrehen; dann ging er zu Wein und Bier über und suchte mit feinen Unterscheidungen herauszukriegen, mit welchen Getränken er die Gestimmtheit erreiche, die er zu der ihm anliegenden Arbeit brauche. Zu seinen Theorien gehörte auch dieser Satz: «Der Wein wirkt stärkend auf den Geisteszustand, den er vorfindet; er macht die Dummen dümmer, die Klugen klüger.» Zu vermeiden war es nicht, daß diese keineswegs ausschweifende Neigung an ihm zu allerlei Klatsch und Übertreibungen Anlaß bot; die Freunde jedoch ließen sie gelten. Über den Abschied in der Morgenfrühe von Heidelberg nach festlichen Tagen schreibt Voß: «Frau v. Ende stand am Fenster und warf einen Korkenzieher in den Wagen zu den drei bis vier Flaschen Porterbier, die sie für Jean Paul herbeizuschaffen wußte.» — Er brauchte die gesteigerte Lebensstimmung und griff dazu nach den Elixieren, die das noch gebundene Seelenelement im Körper freiließen. Die Begeisterung war mit der Erregung des trinkend durchströmten Leibes höherzubringen; beide gehörten zusammen als grenzaufhebende Mächte, die sich wechselweise unterstützten, und so war ihm der Wein das aurum potabile, das seine dichterische Verwandlungskunst, die ohnehin schwelgerischer Art war, in ihrem Wesen förderte. Zu seiner Tendenz, über die Erdenbindungen hinwegzukommen, gehörte auch sein uferloses Phantasieren auf dem Klavier, ein rauschhaftes sich Aufschwingen einer Verflüchtigung entgegen, die mit der Erfahrung des Ewigen gesegnet wäre wie die Ekstase des Mystikers.

Früh schon hatte er eine Wachheit des Bewußtseins an sich erfahren, eine stillstehende und stillegende Erkenntnis, die er fürchtete, jene «Schwermut der Vernunft», nach einem Worte Hamanns, die sich selbst in ihm als Gefährdung seiner schöpferischen Gaben erkannte. Er hat von dem «unbeweglichen schweren Gefühl der Nich-

tigkeit unserer vorüberstreichenden inneren Zustände» gesprochen; denn jener Zwischenwelt, von Erde und Himmel begrenzt, entsprach in ihm die entgegengesetzte zwischen Erde und Hölle, an das untere Jenseits und seine Schrecken grenzend. Die Beidlebigkeit seiner Natur, von der Walther Meier spricht, bezieht sich nicht allein auf die Überwelt und sein Verlangen nach ihr, sondern ebenso auf eine undeutlicher geahnte, aber als ebenso wirklich erfahrene Unterwelt mit ihrem schattenhaften leisen Andringen gegen den Tag und die hinfälligen Bastionen des Ichs. Dem jungen Mann war der Gedanke des Todes an einem Novembertag mit einer Gewalt gekommen, die ihn niederstreckte; wie eine unselig verkehrte Erhebung erfaßten ihn Vernichtungsschauder, so daß er in Gleichgültigkeit allem Leben gegenüber versank. Nie vergaß er diesen untersten Moment, nie verließ ihn die Erinnerung an seine Angst. Sogleich zog er eine Folgerung daraus, gewohnt, sich mit Lebensreglementen, die er niederschrieb, auf der rechten Bahn zu halten, nämlich das Gebot, «daß ich die armen Menschen lieben soll». Die armen Menschen: das waren alle, eine wenn auch vage Vorstellung der Fülle entgegengehalten der Bedrohnis durch die Leere.

Auf andere Weise noch galt es sich des Daseins zu vergewissern und sich auch im Geringsten daran zu klammern, und zwar mit überall zupackendem Interesse; der beobachtete und zusammengelesene gelehrte Kleinkram bot dazu ebenso notwendige Handhaben wie die kosmischen Visionen; Pudel, Eichhörnchen, Laubfrosch, Kanarienvögel, die seine Stube bevölkerten, ebensolche wie die zum Äther aufschwebende poetische Montgolfière. «Er ist aufmerksamer als irgendein gewöhnlicher Mensch auf das Faktische des Lebens», vermerkte seine Frau, wobei zu ergänzen ist, daß alles Gedachte, Erforschte, Geformte dieselbe Aufmerksamkeit erfuhr — am wenigsten die bildende, verkörpernde Kunst, da das verseelende Entkörpern eher seinem Dichtertum auferlegt war —, ein wissensfreudiges, aber auch tief ironisches Aufgreifen und Durcheinandermontieren gelehrten Krams, der unter solchen Griffen seiner selbst zu spotten beginnt. Da überläßt er seinem berühmt großen Wissen alle Willkür der Assoziationen, weil neu gefundene Bezüge zwischen dem Nächsten und Fernsten ein Lebensgeflecht ergeben sollen, das trägt und die «Vernichtminute» überdauert, denn dem Dichter konnte es ergehen wie seinem Geschöpf, dem knorrigen Sonderling Schoppe, der «mit einer schwer zu malenden Erhebung, Ergrimmung und lachenden Kümmernis ansah den ewigen, zwingenden, kleinlichen, von Zwecken und Freuden verirrten, betäubten schweren Wahnsinn des Menschengeschlechts; — und seinen dazu». Trotzdem sind die armen Menschen, dazu die armen Dinge, alle, zu lieben, weil es anders nicht auszuhalten wäre, niemand und nichts.

Es gibt einen Sehwinkel bei Jean Paul, unter dem alles Menschengeschaffene, Gesetze, Sitten, Gedanken als komische oder unbegreifliche Rückstände in einer Epoche erscheinen, die mit allem noch einmal nach Regeln, die der Moment eingibt, spielt, da sie über sich hinaus will und alles Verfügbare noch einmal ins Licht stellt, das Abgelebte und das Lebendige. Auch da wird, unter der Bedrohung des Todes, die «Simultan- und Tuttiliebe» mehr gefordert als geleistet, wobei für das einzelne fast nur noch ein zärtlicher Scheideblick abfallen konnte. Das wußte Jean Paul vor allen, von dem das Wort stammt, wer die Menschheit liebe, helfe keinem Menschen; aber er ließ nicht ab von seinen Beschwörungen, und sein Werk ist schließlich, hochverklausuliert und offenbar, eine einzige Liebesbotschaft an die Menschen, an die man nun, während sie ihren alten Glauben an die ewige Liebe denkend abtaten, trotz tiefen Wissens um ihre Natur zu glauben hatte. Nur Genie, das nicht Genie sein wollte, konnte da helfen — und an welche Grenzen mußte auch es stoßen! Nur im Aufflug erhob es sich über den «schweren Wahnsinn», der das Menschengeschlecht unter seinem eigentlichen Stande hält. Er bedrückt uns in der harmlosen Verkleidung des Gewohnten, des Gewöhnlichen, des fraglos Hingenommenen, das Jean Paul mit jedem Satz aufbrechen will: darin liegt sein sowohl naturhafter wie voll ausgebildeter Manierismus, der die Opposition mit Verklärung vereint, die Idylle mit der Angst, das Erhabene mit Komik, das Leben mit dem Gedanken an den Tod, diesen mit dem an ein Jenseits, und diesen mit dem eines erneuten Todes inmitten der Unsterblichkeit... Welch ein halsbrecherischer Idylliker!

Sein Humor kommt am ehesten zustande, wo er sich aus vollständiger Entfremdung, die ihm einen sachlich unerbittlich genau zufassenden Blick erlaubt, wieder zu warmer Teilnahme wendet und mit seinen Gestalten bis in ihre Narreteien hinein verschmilzt. Schoppe, der, bis zum Hals im Wasser stehend, vom Teich aus an vorüberwandelnde Trauergäste eine eifernde philosophierende, ihnen unverständliche Ansprache hält, ist ein Exzentrik, an dem sich jedoch die Normen der Umwelt als ebenso exzentrisch erweisen. Von der Höhe der Vernunft aus gesehen, steht Unsinn gegen Unsinn, jeder sich als vernünftig wähnend und am andern leidend, jeder mit unzureichenden geistigen Mitteln auf eigene Rechtfertigung bedacht. Übereifriger Einsatz, schief laufende Begründung, falscher Ansatzpunkt — und das im Element des Sinnlosen, welches aber vom Dichter bereits gerettet ist in die Sinnsphäre seines Romans und seiner Notwendigkeit, wobei er sich die Komplizenschaft des Lesers gesichert hat: das ist eine humoristische Grundfigur. Selbstverkennung und Weltverkennung wirken, ins Harmlose gewandt, als die unernsten Gegenbemühungen zur Selbst- und Welterkenntnis; sie geben sich

in aller Freiheit, sind aber unfrei. Das geht bis zur Verranntheit, deren Abbild eine Karikatur wird.

* * *

Es gibt verstaubte Seiten bei ihm, aber was auf ihnen liegt, waren einmal Sonnenstäubchen, die golden durch die Luft schwammen, Einfälle, Vergleiche, Witze, Zitate, die an Zahl von wem denn überboten wurden! Seine Kraft der Reflexion war höchsten Grades — «ich tue eher alles mit der Kritik» — und war der Grund, weshalb er, angezogen und abgestoßen, von den Philosophen, namentlich Fichte, nie loskam. In Verbindung mit dem «ungeheuren Gedächtnis», mit seiner Vielleserei und der beständig angeregten Wahrnehmung des «Faktischen» um ihn hat sie eine Menge von heute verblichenen Einzelheiten erfaßt und durchdrungen, die vielfach nur noch durch das Medium des geschichtlichen Interesses zu den Nachgeborenen sprechen, zu denen bloß, die den beruhigten Staub einer Epoche wieder in die besonnte Luft wirbeln. Deutsche Kleinstaaterei und Kleinstädterei, die Große Revolution des dritten Standes im Staatsleben und in der Philosophie, Goethe und Napoleon: alle diese Mächte, mit allem, was sie bewegten, waren auch erlittene, durchdachte Beweggründe eines Dichters, der mitging, ohne sich an sie zu verlieren, ja der sie um eines beständigeren Zaubers willen entzauberte. «Subjektivismus» ist ein gebräuchliches Etikettenwort für Jean Paul geworden, und es stimmt auch, sobald man das Geringschätzige davon abtut. Sein Anliegen war es, den ohnehin verstrickten Menschen seines die Geschichte übersteigenden Wesens zu vergewissern, ihn als einzelnen in seine selbst zu schaffende Heilsgeschichte zu locken, die ihm Voraussetzung dafür schien, daß echte Ordner der gesellschaftlichen Geschicke erwüchsen. Immer wieder holt er seine Menschen heraus aus den Bindungen der Zeitmächte in die Momente ihrer eigentlichen Inspiration, wo ihr Persönlichstes, ganz subjektiv und unabhängig, die ganze übrige Welt gleichwiegt. Jene Momente jedoch, die allmenschlichsten, sollen die Quellen werden, aus denen sich schließlich der jetzt noch getrübte Strom der Geschichte speist — ihrer sind die verkalkten oder verrotteten Obrigkeiten (etwa die im *Titan*) unfähig. Die innerste edelste Menschennatur würde dann Geschichte, diese wäre das Werk der «hohen und Festtagsmenschen» und von deren «Herzensfeuern des Mutes und der weichsten Liebe zugleich». Das ist mehr als Optimismus, es ist Glaube an den Menschen, angefochtener, dennoch behaupteter. Keine Zukunft wird ohne ihn auskommen können, auch unsere dazu ebenso unwillige wie unfähige Gegenwart nicht, die ihn, vorerst vielleicht als Paradox, wieder wird wagen müssen, wofern ihr der Kristallspiegel nicht erblinden soll.

Es wird besser mit als ohne Jean Paul gehen. Mag sein, daß eine Neues gründende Beziehung zum Menschen vom Äußersten, seinem Schatten her wieder gewonnen werden muß. Aber da wäre es möglich, daß es dem Wagenden erginge wie Walt in den *Flegeljahren,* der nachts seinen Bruder Vult aufsuchen will und endlich in abgelegener Straße ein erleuchtetes Fenster findet, hinter dem die Flöte ertönt. Auf ein rotes Tor gegenüber fällt der Schatten des Spielenden, und Walt tritt im Glück des Wiederfindens zu dem verzerrten schwankenden Abbild — «wie ein angenagelter Raubvogel» — und küßt es, wobei er achtsam Sorge trägt, mit seinem Schatten den brüderlichen nicht zu stören.

ZUR ZEITGENÖSSISCHEN LYRIK

Anthologien

Wie soll man Lyrik sammeln? Der Büchermarkt bietet Anthologien von jeder Art. Die einen geben eine bestimmte Epoche wieder, etwa die Barockzeit, die Romantik oder das 20. Jahrhundert. Die andern stellen die Gedichte nach ihrem Inhalt zusammen — zum Beispiel «die schönsten deutschen Liebesgedichte». Zu dieser Gattung zählt auch das Buch *Lasset die Klage,* das uns vorliegt. *Otto Heuschele* hat es herausgegeben [1]). Es nennt sich «ein Trostbuch» und enthält neben zahlreichen Gedichten auch Briefe und Prosaausschnitte aller Art — ja unter den «Gedichten» finden sich sogar Dramen- und Epenverse. Aber das spielt keine Rolle; die Absicht des Buches ist keine formale; es will trösten in den Nöten des Daseins. Die Texte sind mannigfaltig, sie reichen von Homer bis zu Gottfried Keller, von Matthias Claudius bis zu Rilke, von Platon bis zu Ernst Jünger! Neben ausgezeichneten und ergreifenden Dokumenten trifft man allerdings auch manches Durchschnittliche an, zumal unter den zeitgenössischen Beiträgen.

Das Buch ist also gemeint als ein Brevier zum Tagesgebrauch. Die Poesie soll die ihr innewohnende Kraft bewähren, indem sie uns fürs Leben stärkt und mit unserem Schicksal versöhnt. Mag diese Auffassung raffinierten Literaten auch altväterisch erscheinen — sie ist ehrenwert und gerade heute sehr zu begrüßen, wo so viele modische Snobismen und Manierismen die Lyrik dem Empfinden des Volkes entfremdet haben.

Man kann Anthologien aber auch von der Form her zusammenstellen. Der Band *Sonette der Völker* legt uns «siebenhundert Sonette aus sieben Jahrhunderten» vor [2]). Ein titanisches Unternehmen! Alle romanischen, germanischen und slawischen Sprachen sind mit ihren Sonetten vertreten. Die Übertragung erfolgt — unter Weglassung der Originale — in strenger Sonettform. Es leuchtet ein, wie schwierig die Aufgabe ist, die sich der Herausgeber und Übersetzer, *Karl Theodor Busch,* gestellt hat. Nicht nur, daß er unmöglich all diese Sprachen beherrschen kann und also auf die Hilfe vieler Gewährsleute angewiesen ist. Hat es überhaupt einen Sinn, das Sonett, eine der artistischsten Lyrikformen, im Deutschen auch wieder als Sonett zu geben? Der Übersetzer müßte ja selber ein